

JOHANNA DANNINGER

Lost
in strange
Eyes



DARK
DIAMONDS



DARK
DIAMONDS

Dark Diamonds

Jeder Roman ein Juwel.

Das digitale Imprint »Dark Diamonds« ist ein E-
New Adult Fantasy.

Book-Label des Carlsen Verlags und publiziert

Wer nach einer hochwertig geschliffenen Geschichte voller dunkler Romantik sucht, ist bei uns genau richtig. Im Mittelpunkt unserer Romane stehen starke weibliche Heldinnen, die ihre Teenagerjahre bereits hinter sich gelassen haben, aber noch nicht ganz in ihrer Zukunft angekommen sind. Mit viel Gefühl, einer Prise Gefahr und einem Hauch von Sinnlichkeit entführen sie uns in die grenzenlosen Weiten fantastischer Welten – genau dorthin, wo man die Realität vollkommen vergisst und sich selbst wiederfindet.

Das Dark-Diamonds-Programm wurde vom Lektorat des erfolgreichen Carlsen-Labels Impress handverlesen und enthält nur wahre Juwelen der romantischen Fantasyliteratur für junge Erwachsene.

Johanna Danninger
Lost in Strange Eyes

****Wenn deine Liebe das Schicksal der Welt bestimmt ...****

Die 19-jährige Meyruka wurde ihr ganzes Leben auf die drohende Invasion aus dem All vorbereitet. Niemand ist so kampferprobt, willensstark und unbeugsam wie sie. Als sich die feindlichen Mächte schließlich auf der Erde niederlassen, ist sie bereit. Zusammen mit ihren besten Kämpfern baut die junge Rebellin eine Untergrundorganisation auf, die nur ein Ziel verfolgt: die Erde zurückzuerobern. Doch dann kommt alles anders. Meyruka gerät in die Fänge ihrer Feinde – und trifft auf Captain Syn Leroi, den kytharischen Offizier mit den bernsteinfarbenen Augen ...

Prolog



Nervös hielt Edward das Handy an sein Ohr. Das Summen der alten Klimaanlage echote leise darin und bildete eine Art Hintergrundbegleitung zu dem regelmäßig erklingenden Freiton. Als sich der Angerufene endlich meldete, atmete er erleichtert auf.

»Edward? Sämtliche Satelliten sind ausgefallen. Hier geht es gerade drunter und drüber. Ist es das, was ich denke?«

»Ich fürchte, ja.«

Einen Moment herrschte Schweigen in der Leitung. Edward wischte sich mit dem Handrücken Schweiß von der Stirn, der sich trotz der recht angenehmen Zimmertemperatur unaufhaltsam auf seinem gesamten Körper ausbreitete. Er atmete tief durch und bemühte sich um einen ruhigen Tonfall.

»Pack deine Sachen und deine Liebsten zusammen und verschwinde. Verteidigungseinrichtungen und Großstädte werden die ersten Ziele sein. Danach werden sie sich die Peripherie vornehmen.«

»Aber, Edward, vielleicht gibt es ja doch ...«

»Hoffnung?« Er schnaubte leise. »Nein, mein Freund. Wären sie in friedlicher Absicht hier, hätten sie sich bereits zu erkennen gegeben. Wenn sie unser Satellitensystem blockieren können, müssen sie ganz in der Nähe sein. Dass sie sich derart an uns heranschleichen können, hätte ich nicht gedacht. Es tut mir leid, ich hatte gehofft, uns bliebe mehr Zeit.«

»Wo seid ihr? Können wir uns treffen?«

»Wir sind in Mexiko, und ich ... Hallo? Hörst du mich? Hallo?«

Keine Antwort. Edward überprüfte das Display. Es war schwarz. Das Handy war tot. Das Summen der Klimaanlage wurde leiser und mit einem letzten Keuchen kam der Motor schließlich ganz zum Erliegen. Eilige Schritte erklangen.

»Dad? Die gesamte Elektronik ist ausgefallen.«

Edward stand auf und sah seine Tochter ernst an. »Ich weiß. Ich vermute einen EMP-Angriff.«

»Hast du Fred erreicht?«

»Ja. Er ist noch in Washington. Ich hoffe, er schafft es rechtzeitig dort raus.«

»Das wird er bestimmt.«

Sie stand im Türrahmen, ruhig und gefasst, und wartete geduldig auf weitere Instruktionen ihres Vaters. Edward hatte sie ihr Leben lang auf die drohende Gefahr vorbereitet, doch diese absolute Beherrschtheit, die sie gerade an den Tag legte, imponierte ihm dennoch. Vor ihm stand nicht mehr sein kleines Mädchen. Es war nun eine junge Frau, deren Geist einzig auf Überleben programmiert war.

»Hol unsere Sachen«, wies er sie schließlich an. »Wir verschwinden von hier.«

Sie kam sofort seiner Aufforderung nach. Edward verharrte noch einen Moment und betrachtete sorgenvoll den Himmel. Er zeigte sich strahlendblau und wolkenklar.

Doch das würde sich schon bald ändern ...

Drei Jahre später



Kapitel 1



Der Oberste Senator Hysmalth stand im höchsten Zimmer des Regimentspalastes und blickte zufrieden hinaus. Sein Antlitz spiegelte sich in der hermetischen Scheibe, doch ihn interessierten weder seine hellbraunen Augen mit den schlitzförmigen Pupillen noch seine rabenschwarzen Haare. Viel interessanter als der typische Kytharer seines Spiegelbildes war die Landschaft unter ihm.

Ein Unwissender hätte das ihm dargebotene Bild vermutlich als chaotisch und abschreckend bezeichnet, doch der Anführer der Kytharer sah darin den Grundstein für die neue Heimat seines Volkes.

Der Ort, auf den er hinabsah, war sorgfältig ausgewählt. Früher wurde die brasilianische Hafenstadt am Amazonas *Macapá* genannt. Ein recht unbedeutendes Städtchen in den Augen der Menschen. Nach den Maßstäben der Kytharer allerdings bot dieses Fleckchen die besten erdgegebenen Lebensumstände. Die direkte Lage am Äquator sorgte ganzjährig für ein stabiles warmes Klima, wenn auch nicht warm genug, um sich ohne Thermoregulator nach draußen zu wagen. Trotzdem sparten sie ein Vielfaches an Energie, die sie zum Ausgleich ständiger Temperaturschwankungen benötigt hätten. Außerdem gab es um Macapá herum einen schier unerschöpflichen Vorrat an sämtlichen Rohstoffen, die für die Herstellung ihres altbewährten Materials Foryx nötig waren.

Der neue Regimentspalast war auf einer alten Festung errichtet worden. Die Anlage aus dem frühen achtzehnten Jahrhundert zeugte von erstaunlich strategischem Geschick. Die Schutzmauern waren teilweise mehrere Meter dick und hatten trotz der hohen Luftfeuchtigkeit an keinerlei Stabilität eingebüßt. Obwohl die Kytharer von Gestein als Baumaterial sonst wenig hielten, hatte der Senator sich dazu entschlossen, den Wall mitsamt seinen Wachtürmen für seinen Palast zu übernehmen. Der hintere Teil grenzte direkt an den Amazonas, was gleichzeitig Schutz und Weitblick garantierte. Zum Land hin beschrieb der äußere Schutzwall einen großen Bogen, und davor befand sich die eigentliche Stadt. Die Gebäude innerhalb dieses Walls waren komplett abgerissen worden, um Platz für einen einzigen gewaltigen Baukomplex zu schaffen – für den Palast des Regiments.

Die Struktur des Palastgartens innerhalb der Schutzmauern war bereits in groben Zügen fertiggestellt. Noch zeigte sich in der symmetrischen Anlage zwischen pompösen Straßen und schmalen Wegen nur das blanke Erdreich, doch schon bald würden die wunderschönen Pflanzen Kythars dort erblühen. Bislang waren die kostbaren Samen in hermetischen Hallen eingelagert, denn in der unwirtlichen Atmosphäre dieses Planeten konnten sie niemals gedeihen.

Noch nicht.

Es war alles nur eine Frage der Zeit, und die brachte den Senator seinem Ziel unaufhaltsam näher. Die letzte Phase der totalen Machtübernahme war bereits in greifbarer Nähe.

Drei Erdenjahre waren seit der Invasion vergangen. Mehr, als ursprünglich eingeplant. Trotz der vorangegangenen Forschungen waren die Erdbewohner zugegebenermaßen falsch beurteilt worden. In zweierlei Hinsicht. Zum einen hatte man ihre körperliche Kraft überschätzt, wodurch sich gewisse Verzögerungen bei den Bauvorhaben ergaben. Und zum anderen, weit größeren Teil, hatte man ihren Willen komplett unterschätzt.

Trotz der sofortigen Auslöschung jeder noch so kleinen militärischen Einrichtung und der gezielten Vernichtung jeglicher Waffenarsenale waren die Kytharer auf eine überraschende Gegenwehr getroffen. Der aussichtslose, aber dafür umso erbittertere Widerstand der Menschen hatte den Zeitplan des Hohen Rats gehörig durcheinandergebracht. Es hatte beinahe zwei Jahre gedauert, bis die Unruhen unter Kontrolle und die letzten Flüchtlinge in Lagern untergebracht worden waren. Nicht nur das – der Krieg zollte den Umständen entsprechenden Tribut. In diesem Falle einen relativ unausgewogen. Die Verluste seitens der Taorak, wie sich die kytharischen Krieger nannten, waren zu verkraften. Allenfalls ärgerlich. Die Zahl der menschlichen Todesopfer war jedoch gewaltig, was für den Senat einen massiven Verlust an Arbeitskräften bedeutete. Ein äußerst lästiger Sachverhalt, der das gesamte Projekt behinderte. Statt der geplanten zwanzig Fabriken zur Foryxherstellung weltweit konnten bisher nur fünf in Betrieb genommen werden. Der Rest der Überlebenden wurde in den Minen, zur Vorbereitung der neuen Landwirtschaft und beim Bau der Siedlungen benötigt.

Hysmalth betrachtete die Umrisse der letzten kläglichen Betonbauten am Rande von Macapá. In seinen Augen waren es nur scheußliche, unästhetische Blöcke. Nichts im Vergleich zu den stattlichen Gebäuden, die rund um den Palast unter seiner Aufsicht geschaffen wurden. Es versetzte den Obersten Senator geradezu in Entzücken, dem

rasanten Wachstum seiner neuen Hauptstadt, Giz'nak, zuzusehen. Der blutige Schweiß der Sklaven, der dabei unaufhörlich zu Boden tropfte, kümmerte ihn nicht.

Menschen waren für ihn nichts weiter als Nutztiere. Auf den ersten Blick kaum von den Kytharern zu unterscheiden, waren sie bei näherer Betrachtung dumme und schwache Kreaturen, deren Existenz seiner Meinung nach nun zum ersten Mal einen Sinn bekam. Nachdem sie ihr Leben der Zerstörung dieses wundervollen Planeten gewidmet hatten, konnten sie mit ihren letzten Atemzügen und ihrer Arbeitskraft zur Erschaffung einer neuen, perfekten Welt beitragen.

Einer Welt, die den Kytharern eine Heimat bot. Nach Vollendung der Wandlung würden sie hier in kompletter Symbiose mit der Erde leben können. Wie einst auf ihrem Heimatplaneten.

Mit einem Seufzen blickte der Senator in die aufgehende Morgensonne. So lebenswichtig und doch so zerstörerisch. In ferner Zukunft würde es der Erde genauso ergehen wie der Heimat der Kytharer. Auch diese Sonne, die ein sanftes Licht auf das geschäftige Treiben in Giz'nak warf, dehnte sich unaufhaltsam aus und würde eines Tages den Planeten gnadenlos verbrennen.

Gleichwohl, bis dahin blieb noch Zeit. Sehr viel Zeit. Neuesten Berechnungen zufolge mindestens drei Milliarden Jahre. Also mehr als genügend, um vielen Generationen ein geruhames Leben zu bieten.

Mit diesem Gedanken setzte sich der Senator an seinen Arbeitstisch. Er langte nach dem Datenpad, um die neuesten Berichte abzurufen. Während der Computer, der kaum dicker war als ein Blatt Papier, die Daten lud, betrachtete Hysmalth seinen eigenen Handrücken. Die bräunliche Haut mit dem olivfarbenen Teint wirkte fahl. Vielleicht sollte er dem zuständigen Senator in Amerika demnächst einen Besuch abstatten. Dessen Wohnsitz befand sich in einer zumindest tagsüber recht angenehmen Klimazone, wo man sich durchaus ohne Thermoanzug nach draußen wagen konnte. Ein ausgiebiges Sonnenbad würde ihm gewiss guttun.

Ein Lächeln zierte seine Lippen, als er sich in die geladenen Berichte vertiefte, nur um einen Moment später vom Türsummer aufgeschreckt zu werden. Hysmalth seufzte und öffnete per Knopfdruck die elektrische Schiebetür. Er holte bereits Luft, um seiner Verärgerung über die unerwünschte Belästigung Ausdruck zu verleihen, hielt jedoch beim Anblick seines Ersten Sekretärs Doloth inne.

Der sonst so disziplinierte, junge Kytharer schien in größter Aufregung zu sein. Er hastete an den Schreibtisch des Senators und verneigte eilig sein Haupt.

»Herr, verzeiht mir die Störung«, begann er atemlos und wagte es nicht, dabei aufzusehen, »aber wir haben gerade eine beunruhigende Meldung erhalten.«

»Welche Meldung?«

Doloth trat nervös auf der Stelle und starrte weiterhin zu Boden.

»Welche Meldung?«, wiederholte der Senator mit wachsender Ungeduld.

»Eine schreckliche.«

»Doloth!«

»Ein Einbruch, Herr!«, brachte der Sekretär endlich hervor. »Es gab Meldung über einen Einbruch der östlichen Warte! Und die Wächter – alle tot, Herr!«

»Das muss ein Irrtum sein!«, rief Hysmalth aus.

»Ich fürchte nicht, mein Herr.«

»Wie ist denn das möglich?«

»Nun ja«, meinte Doloth, strich sich mit der Hand über die Kehle und verzog das Gesicht, »etwa so ...«

Hysmalth sprang auf. »Nicht das, du Idiot! Ich meine den Einbruch an sich! Wer sollte zu so etwas fähig sein?«

Doloth wich vorsichtshalber einen Schritt zurück, bevor er leise anmerkte: »Vor einiger Zeit sprachen wir über die Sichtungen von Wilden, Herr.«

»Über *angebliche* Sichtungen! Von Gerüchten!«

»Vielleicht sind diese Gerüchte wahr?«, flüsterte Doloth, nachdem er noch weiter zurückgewichen war.

Der Senator fuhr sich durch das rabenschwarze Haar und atmete lautstark ein. »Was wollten diese unflätigen Kreaturen bei der Warte? Wurde etwas entwendet?«

Der Erste Sekretär knetete seine Hände. Sein Blick irrte durch den Raum, als suche er nach einer Fluchtmöglichkeit. »Ähm, ja ... ja, Herr, es wurde tatsächlich etwas entwendet.«

Meyruka stand vor ihrem Arbeitstisch und betrachtete den Inhalt eines silbernen Koffers. Fast schon ehrfürchtig glitt ihr Blick über das glatte Material der kytharischen Handfeuerwaffe. Die dunkelgraue Oberfläche spiegelte matt das Licht der nackten

Glühbirne an der Felsdecke wider. Die Form kam der einer herkömmlichen Pistole gleich und doch war sie völlig andersartig.

Nicht von dieser Welt ...

Tatsächlich wirkte die Waffe wie eine futuristische Spielzeugpistole. Zerbrechlich und unscheinbar. Und doch lauerte hinter ihrem filigranen Aussehen eine furchterregende Kraft. Eine Kraft, die die Menschen hoffentlich ein Stückchen näher an die Freiheit brachte.

Der geglückte Überfall an der Ostwarte bedeutete für die Rebellen Fluch und Segen zugleich. Einerseits verfügten sie nun endlich über Waffen, denen sogar die gepanzerten Kampfanzüge der Taorak nicht standhalten konnten, andererseits hatten sie somit das Geheimnis ihrer Existenz preisgegeben. Seit beinahe zwei Jahren hatten sie sich direkt vor der Nase des Obersten Senators im Schutz des Regenwaldes versteckt gehalten und unbemerkt Informationen gesammelt. Sie hatten die Kytharer in dem Glauben gelassen, dass sie den letzten Widerstand der Menschen erfolgreich gebrochen hätten, und von diesem Irrglauben ihrer Feinde profitiert.

Das würde sich jedoch schon bald ändern.

Meyruka seufzte und verschloss den Deckel des Koffers. Sie löste den geflochtenen Zopf, mit dem sie ihr langes blondes Haar gebändigt hatte. Erschöpft schlurfte sie zu ihrem Bett. Sie setzte sich darauf und tastete unter dem Kopfkissen nach ihrem einzigen Schmuckstück. Erst als sie das kühle Metall auf ihrer Haut spürte, war sie beruhigt. Das silberne, mit filigranen Ornamenten verzierte Amulett begleitete sie seit ihrer Geburt. Meyruka behütete es wie einen unbezahlbaren Schatz. Einzig bei ihren kämpferischen Einsätzen verzichtete sie darauf. Auch wenn sie sich ohne dieses Schmuckstück nackt fühlte. Aber die Gefahr, es im Gefecht zu verlieren oder von einem Feind abgenommen zu bekommen, war einfach zu groß.

Mit einem Lächeln streichelte sie über den Kopf des zerschlissenen Teddybären, der über ihr Bett wachte. Eins seiner Knopfaugen fehlte und die Naht an seinem rechten kurzen Bein war aufgerissen. Kein Wunder, bei dem, was dieser kleine Teddy schon alles erlebt hatte. Er war nicht nur Meyrukas treuer Begleiter ihrer unbeschwertten Kindheitstage gewesen, sondern hatte ihr auch durch die Zeit geholfen, in der sie von ihrem Vater die Wahrheit erfahren hatte. Durch die vielen Stunden, in denen sie auf das Schlimmste vorbereitet worden war. Durch die anschließenden Jahre der Ungewissheit, bis hin zu dem Tag, als sie mit ihrem Vater in eine verlassene mexikanische Goldmine floh und voller Entsetzen mit ansah, wie die Erde in Flammen aufging. Obwohl sie damals bereits sechzehn

Jahre alt gewesen war, hatte sie den Teddy an sich gepresst, während sie durch den Schleier der Fassungslosigkeit beobachtet hatte, wie ein ganzer Landstrich innerhalb kürzester Zeit dem Erdboden gleichgemacht wurde.

Meyruka rieb sich die Augen, um dieses Bild zu vertreiben, das sich seit damals in ihre Seele gebrannt hatte. Sie streckte ihre müden Glieder. Die Nacht war anstrengend gewesen und sie sollte nun endlich ihren Truppenführern etwas Ruhe gönnen.

Ein forsches Klopfen an der Tür durchkreuzte diesen Plan.

Meyruka sprang auf, versuchte sämtliche Müdigkeit aus ihrem Gesicht zu verbannen und ordnete sich hastig das lange Haar. »Herein!«

Mit einem kratzigen Geräusch schabte die behelfsmäßige Tür über den Steinboden und Nika streckte den Kopf herein. »Ah, gut. Du bist noch wach«, stellte sie fest.

»Aber du solltest es eigentlich nicht mehr sein«, tadelte Meyruka halbherzig. »Ich habe euch doch ins Bett geschickt!«

»Ja, ja, Mama!« Nika rollte mit den Augen und trat in die Kammer. »Hör mal – ich bin immer noch ein Stück älter als du!«

»Davon bemerke ich aber selten was.«

Die beiden Frauen grinsten sich an. Sie kannten sich nun schon seit mehr als einem Jahr und hatten eine tiefgehende Freundschaft zueinander aufgebaut. Meyruka konnte sich an ihre erste Begegnung mit der schönen Brasilianerin so gut erinnern, als wäre es gestern gewesen. Nika war damals aus der Sklavenstadt geflohen und wurde von drei Taorak durch den Regenwald gejagt. Ein glücklicher Zufall ließ sie genau in die Arme von Meyruka laufen, die auf Erkundungstour im feindlichen Gebiet war. Gemeinsam hatten sie die Verfolger ausgeschaltet und Nika war zu einem wertvollen Mitglied ihrer Rebellengruppe geworden.

Meyruka unterdrückte ein Gähnen. »Ich plaudere zwar gerne mit dir, aber momentan würde ich mich lieber ein wenig aufs Ohr hauen ...«

»Ich bin nicht zum Plaudern hier. Der Wachdienst vom Sendemast hat uns gerade ein paar Neulinge gebracht. Ich dachte, das interessiert dich vielleicht«, sagte Nika ein wenig beleidigt.

»Natürlich interessiert mich das! Ein paar Neulinge? Wie viele sind es denn?«

Nika warf ihre schwarzen Locken über die Schulter und setzte ein geheimnisvolles Lächeln auf. »Du wirst staunen ...«

»Sag's doch einfach!«

»Nein, das musst du dir selbst ansehen. Ich geh jetzt erst mal schlafen. Gute Nacht!« Nika drehte sich um und trällerte noch im Gehen: »Das ist der Hammer!«

Meyruka schüttelte genervt den Kopf und folgte ihr auf den Gang hinaus, dort wandte sie sich jedoch in eine andere Richtung. Schnellen Schrittes lief sie durch den spärlich beleuchteten Tunnel. Die Absätze ihrer Stiefel hallten laut von den kahlen Felswänden wider.

Nikas Andeutungen trieben sie zur Eile an. Neuankömmlinge waren immer spannend, doch das Getue ihrer Freundin rief ein Kribbeln der Aufregung in ihrer Magengegend hervor.

Ungewohnt nervös erreichte sie schließlich die große Halle. Hier wurden die gemeinsamen Mahlzeiten eingenommen und Versammlungen abgehalten. In einer Nische der natürlichen Höhle befand sich die Küche samt Vorratskammer. Die Einrichtung war ein Sammelsurium aus diversen Möbelstücken. Tische ungleichen Materials und verschiedener Größe reihten sich aneinander, dazu Stühle und Bänke, bei denen kaum eine Sitzgelegenheit der anderen glich. Die Aufständischen hatten mit viel Mühe die verlassenen Dörfer der Umgebung abgeklappert und alles herbeigeschleppt, was nützlich sein könnte.

Als Meyruka nun ihre Augen über die chaotisch anmutende Einrichtung schweifen ließ, hielt sie vor Erstaunen den Atem an. Vollkommen verblüfft starrte sie die Gruppe der Männer an, die sich um eine der zusammengewürfelten Speisetafeln drängten. Es war nicht nur ihre außergewöhnlich große Anzahl, die Meyruka sprachlos machte, sondern die deutlich erkennbare Herkunft – sie gehörten zum amerikanischen Militär.

Vor ihr saßen zwölf Männer, deren verwahrlostes Aussehen nicht über ihre ausgedehnte Kampferfahrung hinwegtäuschen konnte. Kleidung, Körperhaltung und der wachsame Blick jedes Einzelnen von ihnen sprachen für einen Soldaten. Von den geschulterten Maschinengewehren einmal ganz abgesehen.

Euch schickt der Himmel!, dachte Mey bei sich und konnte nur mit Mühe ein erleichtertes Auflachen unterdrücken.

Die wenigen anwesenden Rebellen waren vom Anblick der Neuankömmlinge ebenso angetan. Vor allem die Wirtschaftschefin schien komplett aus dem Häuschen zu sein. Die betagte Dame namens Rosalia wuselte geschäftig um die Soldaten herum und schleppte wahre Berge von Trockenfleisch, Obst und Quellwasser für sie heran. Mit geröteten Wangen umkreiste sie die Tafel und klatschte immer wieder voller Entzücken in die Hände.

»Esst, meine Lieben!«, trillerte sie kichernd mit ihrem ausgeprägten spanischen Akzent. »So starke Burschen brauchen Kraft!«

Meyruka schmunzelte und ging zu ihrem Vater Edward, der etwas abseits stand und sich leise mit Doktor Schmidt unterhielt. Eigentlich hörte er ihm nur zu, denn Schmidt war so aufgeregt, dass er ihm keine Zeit für eine Antwort einräumte.

»... habe sie kurz untersucht. Stell dir vor, allesamt vollkommen gesund!«, plapperte der Arzt hellauf begeistert und strahlte über das ganze Gesicht. »Mey! Sieh dir das nur an! Eine ganze Gruppe von Kriegern hat's hereingeschwemmt! Ist das zu fassen?«

Sie wechselte einen Blick mit ihrem Vater. Der hochgewachsene Mann mit dem geflochtenen grauen Haar zeigte sich wie immer reserviert, doch der Hoffnungsschimmer in seinen Augen war unverkennbar.

»Das Schicksal scheint zur Abwechslung mal auf unserer Seite zu sein«, sagte Mey zu Schmidt. Dann fragte sie ihren Vater: »Hast du schon mit ihnen gesprochen?«

»Nun, Rosalia ließ mich noch nicht zu Wort kommen.«

Wie aufs Stichwort ertönte das laute Gackern der Mexikanerin.

Meyruka nickte verständnisvoll. »Tja, gegen Rosalia kommst nicht einmal du an.«

»Das stimmt. Ihrer Autorität bin ich nicht gewachsen. Zumindest, wenn's ums Essen geht.«

Mey musterte die Soldaten eingehend. Die Männer wirkten dankbar, aber auch zurückhaltend. Ihnen war anzusehen, dass sie mit der Situation nicht umzugehen wussten, was man ihnen kaum verdenken konnte. Vermutlich hatten sie seit Jahren keinen einzigen Menschen außerhalb ihrer Gruppe gesehen. Die Rebellen kannten die anfängliche Scheu von anderen Neuankömmlingen. Allerdings war diese Truppe um ein Vielfaches größer als die bisherigen, weshalb ihre Integration wohl kein Problem darstellen würde. Das waren keine Einzelkämpfer, sondern eine eingespielte Mannschaft, und es würde nicht lange dauern ihr Vertrauen zu gewinnen.

Eine Mannschaft brauchte immer einen Anführer und Meyruka hatte bereits eine Vermutung, welchem der Soldaten diese Aufgabe zuteilwurde. Er stach nicht nur wegen seiner Größe aus der Menge heraus, sondern strahlte auch jene Art von Autorität aus, die man nur erwarb, wenn man schwerwiegende Entscheidungen treffen musste. Entscheidungen, die das Leben seiner Leute kosten konnten.

Die Last dieser Verpflichtung, die Meyruka selbst nur zu gut kannte, lag eindeutig auf den Schultern eines muskulösen Mannes mit struppigem hellbraunen Haar, der

kerzengerade zwischen seinen Gefolgsleuten saß. Er betrachtete schweigend seine Umgebung, darauf bedacht nicht unhöflich zu wirken. Seine Freude, endlich hier angekommen zu sein, war spürbar, doch von Entspannung war er weit entfernt.

Ihre Blicke trafen sich. Mey nickte ihm zu und lächelte neutral. Dieser Mann war es gewohnt Befehle zu erteilen, die ohne Widerspruch befolgt wurden. Die Frage war, ob er nun dazu bereit sein würde, seinerseits die Befehle anderer zu befolgen. Seiner Entscheidung oblag es somit, welche Auswirkung die Neuankömmlinge auf die Rebellen wirklich hatten. Fortschritt oder Rückschlag? Ein Krieg um die Führerschaft unter den Aufständischen wäre jedenfalls fatal.

Der Mann fixierte Meyruka einige Sekunden lang mit seinen dunklen Augen, bevor er langsam sein Kinn neigte. Ihr war, als wüsste er genau, was ihr gerade durch den Kopf ging, und als wollte er ihr sagen, dass sie nichts vor ihm zu befürchten hatte. Zumindest solange ihre Ziele die gleichen waren.

Das Geklapper des Geschirrs verebbte allmählich. Edward gab Mey wortlos zu verstehen, dass nun die Zeit für eine Ansprache gekommen war und ihr diese Ehre zuteilwurde. Ein leises Hüsteln genügte, um die gesamte Aufmerksamkeit der Soldaten auf sich zu ziehen. Meyruka trat vor den langen Tisch und sah freundlich in die Runde.

»Mein Name ist Meyruka«, begann sie. Ihre Stimme hallte laut und klar von den Höhlenwänden wider. »Oder kurz: Mey. Mein Vater Edward und ich sind die Begründer und Anführer dieser Vereinigung. Vor zwei Jahren kamen wir mit rund dreißig Überlebenden hierher. Seitdem senden wir das Signal aus, dem vermutlich auch ihr gefolgt seid. Inzwischen hat sich unsere Gemeinde beträchtlich vergrößert. Außer euch befinden sich derzeit einhundertsevenunddreißig Aufständische hier.« Ein staunendes Raunen ging durch die Gruppe der Soldaten. »Ob ihr euch uns anschließen wollt, liegt nun bei euch. Rebell City ist ein durchdachtes System, das sich einzig und allein den Kampf gegen die Kytharer zur Aufgabe gemacht hat. Wir funktionieren in einem disziplinierten Miteinander, bei dem jeder verlässlich seine Pflichten erfüllt. Schlamperei und Ungehorsam werden hier nicht geduldet.«

Mey warf einen strengen Blick in die Truppe und blieb an den Augen des mutmaßlichen Anführers hängen. Er verzog keine Miene.

»Ich gehe davon aus«, sprach sie weiter, »dass Worte wie Disziplin und Ordnung euch nicht fremd sind. Trotzdem sollt ihr wissen, auf was ihr euch hier einstellen müsst. Ich sage euch hiermit ganz ehrlich, dass ich euch als Mitglieder meiner Kampftruppe mehr als nur

gut gebrauchen kann, aber ich brauche Krieger, deren Loyalität ich sicher sein kann. Ein Verräter würde diesen letzten Aufstand der Menschheit mit einem einzigen Wort zunichtemachen. Und dann wären wir alle verloren.«

»Wer zur Hölle würde denn mit den Aliens zusammenarbeiten?«, entfuhr es einem der Soldaten. Er erschrak selbst über die Lautstärke seiner Worte und zog augenblicklich den Kopf ein.

»In der heutigen Zeit sollte man lieber kein Risiko eingehen«, erklärte Mey geduldig.

Die Männer tuschelten aufgeregt miteinander. Ihr Anführer lauschte den geflüsterten Worten, während er Meyruka nachdenklich beobachtete. Nach einer Weile hob er nur ansatzweise eine Hand und brachte seine Leute damit sofort zum Schweigen. Er stand auf.

»Die Entscheidung, von der du gerade gesprochen hast, haben wir schon vor Jahren getroffen«, sagte er. »Wir haben nicht für uns selbst um unser Überleben gekämpft, sondern um das Fortbestehen der Menschheit zu sichern. Wenn ihr es erlaubt, werden wir uns Rebell City anschließen, und ich garantiere, dass meine Männer und ich gebührend kämpfen werden.«

Rundum waren entschlossene Gesichter zu sehen.

»Ich nehme an, du bist der Anführer dieser Truppe?«, fragte Mey.

»So ist es. Ich bin Lieutenant John McDee. Wir sind die einzigen Überlebenden des U.S. Navy SEALs – Hauptquartiers Little Creek, Virginia.«

»Navy SEALs!«, raunte Doktor Schmidt und piffte deutlich hörbar durch die Zähne.

Meyruka bemerkte aus dem Augenwinkel, wie ihr Vater anerkennend nickte. Sie selbst bewahrte ein ausdrucksloses Gesicht, obwohl sie nicht minder von der hohen Qualifikation dieser Männer beeindruckt war.

»Nun, John, ihr habt einen weiten Weg hinter euch. Rosalia wird euch euer neues Quartier zeigen. Ruht euch ein wenig aus und ... nehmt euch bitte Zeit für ein ausgedehntes Bad. Herzlich willkommen in Rebell City.«

Hysmalth saß an seinem Schreibtisch und war außer sich vor Wut. Hätte ein Kytharer rot anlaufen können, dann wäre er gewiss dunkelrot im Gesicht gewesen. So verlieh er jedoch seinem Zorn einzig durch funkensprühende Augen und wütendes Schnauben Ausdruck,

was durchaus genügte, um die drei anwesenden Offiziere betroffen zu Boden blicken zu lassen.

»Ich verlange eine Erklärung!«, herrschte der Oberste Senator sie an.

Captain Danoth räusperte sich vernehmlich. Die östliche Warte fiel unter seinen Befehlsbereich, was er in diesem Moment wohl nur zu gerne verleugnet hätte.

»Der Einbruch wurde erst in der Morgendämmerung bemerkt, als der Trupp zur Wachablöse eintraf«, begann er betreten. »Wir gehen davon aus, dass die Wachen zu diesem Zeitpunkt bereits seit fünf Erdenstunden tot waren. Der Angriff muss sehr genau geplant gewesen sein, denn die Ermordeten hatten keine Zeit einen Notruf abzusetzen. Es war tiefste Nacht und bei allen vier Wachen wurden zuerst die Visiere zerstört. Dann hat man ihnen, blind, wie sie in der Dunkelheit waren, hinterrücks die Kehle durchgeschnitten.«

»Und keiner hat den Angriff bemerkt?«, hakte Hysmalth scharf nach.

»Nun, die Wachen wurden wohl alle zeitgleich angegriffen.«

»Wie soll das gehen?«, donnerte der Oberste Senator.

Danoth blickte Hilfe suchend zu Captain Syn Leroi. Dieser nickte kaum merklich und ergriff das Wort.

»Ich habe den Tatort persönlich gesichtet, Herr«, sagte er ernst. »Die Nachtsichtfunktion wurde jeweils mit einem präzisen Schuss zerstört. Ich gehe davon aus, dass sich die übrigen Angreifer in diesem Moment bereits hinter den Wachen aufhielten und ihre kurzzeitige Verwirrung zu ihren Gunsten ausnutzten.«

»Ein präziser Schuss?«

»Ich vermute ein menschliches Scharfschützengewehr. Die Kugeln werden gerade kategorisiert, aber der millimetergenaue Treffer lässt kaum Raum für andere Möglichkeiten.«

Der Senator zischte. »Millimetergenau?«

»Ja. Die Kugeln einer menschlichen Feuerwaffe können die Legierung unserer Ausrüstung nicht völlig durchdringen, aber eindringen können sie schon. Der Schütze wusste das und hat genau auf den Schaltkreis der Infrarotgeneratoren gezielt. Eine beachtliche Leistung.«

»EINE BEACHTLICHE LEISTUNG!«, schrie Hysmalth und ließ seine Faust auf den Tisch krachen.

Leroi zeigte sich von dem Ausbruch keineswegs beeindruckt. »Mit Verlaub, Herr, aber das ist es tatsächlich. Wenn man bedenkt, dass die Generatoren gerade mal einen halben Zentimeter Durchmesser aufweisen, war die Treffsicherheit des Schützen wirklich beachtlich.«

Der Oberste Senator sah aus, als würde er gleich explodieren. Danoth und der dritte anwesende Offizier, Captain Ankarok, gingen vorsorglich ein wenig in Deckung. Syn Leroi blieb die Ruhe selbst und hielt dem Blick des Senators eisern stand.

»Ki Naktha!«, fluchte dieser. »Wer ist zu einem derartigen Überfall fähig? Sklaven?«

»Ausgeschlossen«, antwortete Leroi sachlich. »Wir hörten kürzlich Gerüchte von einer Gruppe Freilaufender in den Wäldern. Ich fürchte, dies sind nun nicht länger nur Gerüchte, Herr.«

»Wilde! Mit Gewehren und jetzt auch noch mit unseren Waffen!«, heulte der Senator. »Sind diese Banausen denn überhaupt in der Lage damit umzugehen? Was wollen die damit?«

»Ich bezweifle, dass es sich hier um Banausen handelt, Herr«, erwiderte Leroi.

Seine Kollegen starrten ihn mit einer Mischung aus Entsetzen und Bewunderung an. Keiner der beiden anderen hätte es gewagt, dem Senator derart zu widersprechen. Das fiel auch Hysmalth auf und er wusste nicht, ob er dem jungen Offizier Respekt zollen oder ihn für seine Aufmüpfigkeit bestrafen sollte. Er verschob diese Entscheidung auf einen ruhigeren Zeitpunkt und rieb sich zur Beruhigung mit den Fingerspitzen die Stirn.

»Sagen Sie mir, Captain«, brachte er gepresst hervor. »Wenn das keine ungebildeten, haarlosen Affen waren ... Wer war es dann?«

»Das werde ich herausfinden«, versprach Leroi, der wohl endlich den Rand des Abgrunds erkannte, an welchem er mit seinen Worten entlanggetänzelt war. »Die Drohnen sind bereits aktiviert und die ersten Spähtrupps durchkämmen in diesem Moment das Gebiet. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis wir sie finden.«

Der Senator nickte, faltete die Hände und taxierte die beiden verstummten Offiziere. »Und ihr? Wollt ihr nur herumstehen und dümmlich vor euch hinstarren?«, bellte er sie an.

Sofort nahmen Danoth und Ankarok Haltung an.

»Nein, Herr!«, riefen sie wie aus einem Munde.

»Dann hört gefälligst auf damit!«

»Zu Befehl, Herr!«

Sie salutierten ruckartig und stoben davon. Syn Leroi wollte ihnen folgen, doch Hysmalth hielt ihn zurück.

»Captain Leroi, ich habe den Eindruck, dass Sie mir etwas Wichtiges verschwiegen haben«, sagte der Senator mit lauerndem Blick.

»Keineswegs, mein Herr.« Leroi zögerte kurz und senkte die Stimme. »Ehrlich gesagt, Senator, missfällt mir die Sache. Der Raubüberfall war keine spontane Aktion irgendwelcher Wilder. Das war eine durchdachte Operation, ausgeführt von intelligenten Wesen. Ich frage mich die ganze Zeit, was sie wohl als Nächstes vorhaben, denn das hier wird mitnichten ein Einzelfall bleiben, davon bin ich absolut überzeugt.«

»Sie denken an einen organisierten Aufstand?«, vermutete Hysmalth und hob aufmerksam eine Augenbraue.

»Ja.«

Der Senator musterte den jungen Offizier vor sich eingehend. Syn Leroi war ein hervorragender Krieger, ein Taorak, geschaffen aus einer perfekten Mischung genetischer Stamminformationen. Kräftig, scharfsinnig und loyal. Und doch besaß er eine Eigenschaft, die Hysmalth bereits des Öfteren unangenehm aufgefallen war: Er sah in den Menschen mehr als nur die Nutztiere, die sie waren. Leroi schien überzeugt davon, dass die Erdbewohner weit mehr Intelligenz aufwiesen, als gemeinhin angenommen wurde. Ein Umstand, den der Senator unbedingt im Auge behalten musste.

»Was könnten diese Aufständischen denn als Nächstes planen?«, fragte Hysmalth.

»Das richtet sich wohl ganz danach, welche Informationen ihnen zur Verfügung stehen«, antwortete er ausweichend.

»Wie meinen Sie das, Captain?«

»Nun ja, es ist alles rein spekulativ, aber ich glaube, dass die Angreifer mehr über uns wissen, als uns lieb sein kann. Zum Beispiel die Sache mit dem Generator am Visier des Helmes. Der Sitz der Schaltkreise ist von außen nicht ersichtlich und doch wussten sie davon. Die Frage ist nur: Woher hatten sie diese Information? Und noch wichtiger ist: Was wissen sie noch?«

Der Senator rieb sich nachdenklich das Kinn. »Glauben Sie, diese Menschen könnten von den Wandlungstürmen erfahren haben?«

Leroi zuckte mit den Schultern. »Es ist jedenfalls nicht auszuschließen.«

»Captain, ist Ihnen bekannt, dass der erste Turm in wenigen Tagen unsere Fabrik verlassen soll?«

»Natürlich.«

»Ich werde keinerlei Verzögerung durch irgendwelche Wilden dulden. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

»Ich werde mich persönlich um den Geleitschutz des Transfers kümmern, Herr.«

»Gut.« Der Senator erhob sich und begleitete Leroi zur Tür. »Ich nehme Sie beim Wort, Captain.«



Kapitel 2



Kurz vor dem Mittagmahl ließ Meyruka John zu sich rufen, um ein paar Worte unter vier Augen mit ihm zu wechseln. Seine greifbare Autorität hatte eine gewisse Unruhe in ihr ausgelöst und sie verspürte den Drang, den Fremden nochmals eingehend auf seine Gesinnung zu testen. Und nötigenfalls die Rangordnung klarzustellen, sollte er diese denn anzweifeln.

Als er eintrat, hätte sie ihn beinahe nicht wiedererkannt. Ihre Aufforderung, ein Bad zu nehmen, hatte er wohl übergenu genommen, denn er war nicht nur sauber, sondern hatte sich auch den verwilderten Bart abrasiert und sein zotteliges Haar zu einer schicken Frisur gestutzt. Vor ihr stand ein gut aussehender Mann, der um einiges jünger wirkte, als es der verwilderte Eindruck hatte vermuten lassen. Er war sogar außerordentlich attraktiv, wie Meyruka schnell feststellte. Hohe Stirn, markantes Kinn. Eine Nase, die er sich offensichtlich mindestens einmal im Kampf gebrochen hatte. Und gerade dieser kleine Makel war es, der zusammen mit den dunklen Augen einen geradezu aufregenden Anblick bot, der sie für einen kurzen Moment aus dem Konzept zu bringen drohte. Doch sie fasste sich schnell wieder.

»Wenn deine ganze Truppe sich so herausgeputzt hat, dann werdet ihr einen ziemlichen Aufruhr bei meinen Mädchen verursachen«, begrüßte Mey ihn mit einem Augenzwinkern.

»Das wird wohl auf Gegenseitigkeit beruhen.« Er deutete auf seinen Kopf. »Das ist übrigens Rosalias Werk. Sie sagte, dass wir uns jetzt wieder in der Zivilisation befinden und dementsprechend aussehen sollten.«

»Tja, das war wohl deine erste Lektion in Rebell City: Rosalia hat immer Recht!«

»Sie scheint eine weise Frau zu sein.« John grinste.

Er sah sich neugierig in ihrer Kammer um. Der hintere Teil der Höhle, der ihr eigentliches Nachtlager beherbergte, war mit einem leicht transparenten Vorhang abgetrennt. Man konnte nur die Umrisse ihres Bettes und der wenigen persönlichen Habseligkeiten erkennen, worüber sie augenblicklich froh war. John analysierte seine Umgebung bis ins kleinste Detail und Meyruka wäre es mehr als peinlich gewesen, hätte er den zerschlissenen Teddybären gesehen. Der vordere Bereich des Raums zeigte genau das,

was sie dem Lieutenant verdeutlichen wollte – dies war eine Operationszentrale und sie war die ausführende Kraft, die stundenlang an dem riesigen Schreibtisch saß, Einsätze plante und Missionen überwachte.

Anerkennend ließ John seinen Blick über die Weltkarte an der Wand gleiten, auf der maßstabsgetreu die aktuellen geografischen Gegebenheiten eingetragen waren. Bei dem detaillierten Lageplan des neuen Macapás, der direkt daneben hing, schüttelte er leicht den Kopf und wandte sich zu Meyruka.

»Das hier übertrifft sämtliche Erwartungen, die ich an den Funkspruch gestellt habe«, schwärmte er. »Eine derart ausgeklügelte Organisation hätte ich mir nicht einmal zu erträumen gewagt.«

Mey sagte nichts dazu, sondern erforschte ausgiebig die Emotionen, die aus der Mimik des Fremden sprachen. Als Soldat war er jahrelang auf Disziplin geschult worden, was ihr eine klare Einschätzung erschwerte. Seine Bewunderung für Rebell City war ohne Frage echt, doch der Rest seiner Gedanken blieb Meyruka verwehrt. Das belustigte Schmunzeln, das plötzlich seine Lippen umspielte, schreckte sie auf.

»Ich weiß, warum du mich hierher bestellt hast«, sagte John.

Meyruka verschränkte die Arme und versuchte ganz unbewusst sich größer zu machen. »Ist das so? Dann lass uns offen darüber sprechen.«

»Ich bin Mitglied der Navy SEALs und ich denke, du weißt, was das bedeutet. Wir sind Elitesoldaten mit der härtesten Ausbildung der Welt. Dort habe ich es bis zum Lieutenant gebracht. Tatsächlich stand ich kurz vor der Ernennung zum Lieutenant Commander, und das nicht ohne Grund.«

Mey öffnete den Mund, doch John brachte sie mit einer Handbewegung zum Schweigen.

»Ich möchte eines klarstellen«, fuhr er fort. »Ich bin ein hervorragender Soldat, der mit viel Mühe die Karriereleiter emporgeklettert ist, immer das Ziel vor Augen, die nächste Stufe zu erreichen. Ich bin es gewohnt Befehle zu erteilen, die ohne Widerrede befolgt werden. Aber ... das bist du auch.« Er machte eine kleine Pause und lächelte weich. »Die Welt, in der ich all diese Abzeichen erworben habe, existiert nicht mehr. Es gibt keine Navy mehr, keine Lieutenants oder sonst irgendwas. Während ich meine Truppe ziellos durch die Gegend geführt habe, hast du hier etwas Einzigartiges geschaffen. Meyruka, wir kennen uns kaum, aber eins kann ich dir sagen: Ich erkenne einen Anführer, wenn er vor mir steht, und du bist einer. Was ich vor wenigen Stunden zu dir gesagt habe, meinte ich auch so. Meine Männer und ich wollen kämpfen. An deiner Seite, und nicht gegen dich.«

Sie bemerkte das Ausmaß ihrer Anspannung erst, als diese von ihr abfiel. Lässig warf sie ihr langes Haar über die Schulter und sagte: »Nette Ansprache, Soldat.«

John unterdrückte ein Grinsen und deutete auf die Weltkarte hinter ihr, um das Thema endgültig zu beenden. »Was zeigen diese Markierungen an?«

»Das sind alle kytharischen Niederlassungen auf der Erde. Blau zeigt eine sogenannte Siedlung an. Dort werden von menschlichen Sklaven hauptsächlich Wohneinrichtungen gebaut und Landwirtschaft betrieben. Gelb deutet auf einen bemannten Stützpunkt hin. Davon gab es einmal viel mehr, doch die meisten von ihnen wurden abgezogen, seit die Übernahme für erfolgreich erklärt wurde. Die fünf roten Marker weisen auf die großen Kolonien hin. Diese sind mit jeweils einem führenden Regierungsmitglied besetzt, die zusammen den Hohen Rat bilden. Der Ranghöchste von ihnen, Senator Hysmalth, bewohnt im Übrigen Macapá, was auch der Grund ist, weshalb wir Rebell City hier gegründet haben. Ach, und der unscheinbare grüne Punkt da – das sind wir.«

Der Lieutenant betrachtete vollkommen fasziniert die vielen Markierungen. »Woher wisst ihr das alles?«

»Unsere Quellen sind vielseitig«, antwortete Mey. »Die meisten Informationen beziehen wir von unseren Spionen. Die Kytharer halten sich für unbesiegbar, darum versuchen sie gar nicht erst, ihre Pläne vor den Sklaven geheim zu halten.«

»Ihr habt Spione unter den Sklaven?«

»Ja.«

»Wie haltet ihr Kontakt zu ihnen?«

Meyruka deutete auf eine Skizze des Palastes. »Die Kytharer haben ihren Regierungssitz auf einem Fort aus dem achtzehnten Jahrhundert errichtet. Die alte Wehrmauer ließen sie stehen, warum auch immer. Wahrscheinlich hat der Ausblick für sie etwas Nostalgisches ... Na ja, sie hätten ein wenig besser recherchieren sollen, denn wenn sie wüssten, dass in einem der Wachtürme ein geheimer Fluchttunnel angelegt ist, würden sie wohl auf die Nostalgie verzichten.«

»Unglaublich«, kommentierte John und schüttelte wieder vor Erstaunen den Kopf.

»Ein glücklicher Zufall«, sagte Mey. »Wie es auch ein glücklicher Zufall war, dass wir dieses versteckte Höhlensystem hier gefunden haben. Es bietet uns ein perfektes natürliches Versteck. Wir verfügen hier ungehindert über Strom, produziert von einem gestohlenen Fusionsaggregat der Kytharer. Die gesamte Elektronik wird von den Gesteinsschichten abgeschirmt und ist dadurch von außen nicht wahrnehmbar. Unsere

Kommunikationsposten sind unsere einzigen Schwachpunkte. Den größten davon hast du bereits gesehen. Er sendet in unregelmäßigen Abständen das Signal mit den Koordinaten, denen ihr gefolgt seid. Wir haben noch drei weitere, doch ihre Reichweite ist beschränkt. Sie können nur in einem Radius von achtzig Kilometern senden und dienen uns hauptsächlich als Empfänger. Außerdem werden sie von Solarzellen betrieben und funktionieren daher nur bei ausreichendem Sonnenlicht. Allerdings werden wir den Funkverkehr schon bald aufgeben müssen, weil es hier bald wieder vor Suchdrohnen wimmeln wird.«

»Warum?«

Mey öffnete den silbernen Koffer, den John bisher nicht beachtet hatte. »Deshalb.«

Der Lieutenant sog scharf die Luft ein. »Großer Gott«, murmelte er in einer Mischung aus Entsetzen und Bewunderung. »Ist die funktionstüchtig?«

»Das will ich doch schwer hoffen!« Mey lachte und klappte den Koffer wieder zu. »Bisher hatten wir aber noch keine Gelegenheit diese Kanonen auszuprobieren.«

»Kanonen? Heißt das, ihr habt noch mehr davon?«

»Ja.«

»Heilige Scheiße!«, entfuhr es ihm.

»Du sagst es«, seufzte Mey. »Ihr seid in einem entscheidenden Moment zu uns gestoßen, John. Wir haben diese Waffen in der vergangenen Nacht gestohlen und damit unsere Existenz verraten. Die Phase der Planung ist vorbei. Ab sofort befinden wir uns im Krieg. Und den Zeitpunkt haben wir nicht zufällig ausgewählt. Schon bald soll eine gewisse Apparatur die große Fabrik verlassen und zum Meer transportiert werden. Wir müssen unbedingt verhindern, dass dieses Gerät in Betrieb genommen wird.«

»Was ist das für ein Gerät?«

»Eine Maschine, um reines Kohlenstoffdioxid aus dem Meerwasser in die Luft zu entlassen.«

»Wieso wollen sie das tun?«

»Die Kytharer wollen die Atmosphäre der Erde verändern, um sie ihrem Heimatplaneten anzugleichen. Auf dem Kythar ist die Gashülle dichter. Die Luft dort enthält mehr als dreimal so viel Kohlenstoffdioxid wie unsere, und dementsprechend weniger Sauerstoff. Deshalb ist unsere Luft für die Kytharer auch giftig.«

John legte seine Stirn in Falten. »Ich bin zwar kein Chemiker, aber der Sauerstoffgehalt würde trotz der massiven CO₂-Freisetzung doch der gleiche bleiben, oder nicht?«

»Anfangs schon. Die Freisetzung dient aber einem noch dramatischeren Zweck. Die Kytharer wollen eine beschleunigte Klimaerwärmung provozieren. Die globale Temperatur soll um mindestens zehn Grad steigen, was unser gesamtes Ökosystem aus dem Gleichgewicht bringen würde. Der Anstieg des Meeresspiegels wäre da noch das kleinere Übel. Der größte Anteil der Botanik würde auf eine solch rasante Veränderung nicht reagieren können. Keine Pflanzen - keine Umwandlung von Kohlenstoffdioxid in Sauerstoff ... Menschen und nahezu alle Tierarten könnten nicht mehr existieren. Die Welt wäre komplett den Kytharern überlassen.«

Mit jedem Wort war John blässer geworden. Er stützte sich mit geballten Fäusten auf dem Tisch ab und starrte schweigend auf den silbernen Waffenkoffer.

Mey ließ ihm geduldig die Zeit, die er brauchte, um die soeben gehörten Mitteilungen zu verarbeiten. Die Invasion der Kytharer war an und für sich schon katastrophal genug, aber zu erfahren, dass der Untergang der gesamten Erde bevorstand, war sogar für einen hartgesottenen Kerl wie McDee schwer zu verarbeiten. Mey konnte sich gut an den Tag erinnern, an dem sie selbst von den Zielen des verfluchten Senats erfuhr. Damals war sie von Existenzangst förmlich überrollt worden, bis sie sich schwor die Durchführung dieses Plans mit allen Mitteln zu verhindern. Erst da hatte sie wieder das Gefühl Luft zu bekommen, obwohl dieser Schwur ihr gleichzeitig mit jedem Tag das Atmen schwerer machte. Das Schicksal eines ganzen Planeten hing an dem seidenen Faden ihres Erfolgs.

Johns Blick traf den ihren. In seinen Augen flackerte dieselbe Angst, die Meyruka nun schon seit Jahren in sich trug. Doch den größeren Anteil dessen, was sich in der dunkelblauen Iris des Lieutenants spiegelte, nahm wilde Entschlossenheit ein. In diesem Moment wusste Mey mit gänzlicher Gewissheit, dass sie in diesem Mann einen starken Verbündeten gefunden hatte, dem sie ohne zu zögern ihr Leben anvertrauen konnte.

»Wie gehen wir vor?«, fragte er ernst.

Mey grinste über seinen Tatendrang. »Erst werden wir etwas essen. Danach erklären wir dir und deinen Leuten, wie man den Aliens gehörig den Hintern versohlen kann.«

Er nahm spielerisch Haltung an und salutierte stramm. »Freue mich darauf zu erfahren, wie man außerirdische Ärsche aufreißt, Ma'am!«

Sie hob eine Braue und drohte mit gespielter Überheblichkeit: »Der erste Arsch, der hier aufgerissen wird, ist deiner, wenn du mich noch einmal Ma'am nennst.«

John lachte und fuhr sich mit einer eleganten Bewegung durch sein kurzes Haar. »Ich bin sicher, dass wir beide uns gut verstehen werden!«

Daran hatte Mey nicht den geringsten Zweifel.

Die restlichen SEALs befanden sich bereits in der großen Halle. Sie hatten sich an eine der äußeren Tafeln gedrängt und fühlten sich sichtlich unwohl bei all der Aufmerksamkeit, die ihnen zuteilwurde. Obwohl – ein nicht unerheblicher Teil dieser Aufmerksamkeit ließ die Augen der Soldaten immer wieder aufleuchten, weil jener aus kichernden, schnatternden und ausschließlich weiblichen Grüppchen bestand, die in regelmäßigen Abständen und aus scheinbar unabdingbaren Gründen am Tisch der Neuankömmlinge vorbeiflatterten. So viele aufwändig mit Federn verzierte Zöpfe hatte Mey noch nie gesehen.

»Der Aufruhr ist größer, als ich dachte«, bemerkte sie amüsiert.

John lächelte entschuldigend. »Sollte es entarten, werde ich sofort einschreiten«, versprach er.

Meyruka gluckste. »Nein. Wir müssen die Menschen Menschen sein lassen. Und ein menschlicheres Verhalten als dieses hier wird man kaum finden.«

»Ein sehr vernünftiger Gedanke«, sagte er schmunzelnd. Er überflog die Menge der anwesenden Rebellen. »Ist dein Vater nicht hier?«

»Beeindruckende Beobachtungsgabe, Soldat«, lobte Mey. »Nein, er ist nicht hier. Er trifft sich mit unserem wichtigsten Mittelsmann.«

Wer dieser Mittelsmann war, erwähnte sie absichtlich nicht. Die Identität dieses Spions war von oberster Geheimhaltungsstufe. John akzeptierte dies mit einem Nicken und fragte nicht weiter nach.

Mey führte ihn zum Küchenbereich und erklärte nebenbei die grobe Struktur der Organisation. »Rebell City ist unterteilt in vier Verwaltungsbereiche, die in der Gesamtheit meinem Vater unterstehen. Der kleinste davon ist die Medizinabteilung unter Doktor Schmidts Leitung. Danach folgen die Techniker. Die Wirtschaftsabteilung untersteht Rosalias Leitung. Sie sind zuständig für die Bäder samt Wäscherei, die Trinkwasserversorgung und vor allem für die Nahrungsbeschaffung. Die Führung der Kampfabteilung unterliegt mir. Jeder Neuankömmling wird ausgiebig auf seine Eignung getestet und anschließend einer dieser vier Abteilungen zugewiesen. Bei euch können wir wohl getrost auf diesen Test verzichten. Ab sofort verfügt Rebell City also insgesamt über achtundachtzig Krieger. Eine interessante Zahl, wie ich finde.«

Sie wies mit einer ausladenden Geste auf einen Tisch voller unterschiedlicher Speisen. Das meiste davon war frisches Obst, doch es gab auch geräucherten Fisch, gekochtes Wurzelgemüse, Eier und Brot.

»Wie du siehst, vollbringt unsere Wirtschaftsabteilung ein wahres Wunder.« Sie reichte John einen leeren Teller und Besteck. »Greif zu, solange es noch geht, denn ich fürchte, dass wir schon bald auf diese Leckereien verzichten und auf unsere haltbaren Vorräte zurückgreifen müssen. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis die Kytharer diese Gegend durchkämmen und auf unsere ungesicherten Außenposten stoßen. Dann wird jeder noch so kurze Aufenthalt außerhalb von Rebell City absolut lebensbedrohlich.«

»Was denkst du, wie viel Zeit uns noch bleibt?«, fragte John mit gesenkter Stimme, während er seinen Teller mit den Köstlichkeiten belud.

»Nicht viel«, antwortete Mey. »Ich hoffe, mein Vater wird uns heute noch Genaueres sagen können. Jetzt solltest du zu deinen Männern gehen. Sie sehen ein wenig überfordert aus.«

Er sah zu seiner Truppe, die tatsächlich hoffnungsvoll in seine Richtung blickte. Zwischen den Soldaten thronte Rosalia und plapperte unablässig und mit geröteten Wangen vor sich hin.

»Ich glaube nicht, dass ich ihnen in diesem Fall eine große Hilfe sein werde ...«, meinte John gedehnt.

Meyruka klopfte ihm kameradschaftlich auf die Schulter. »Ach, das schaffst du schon. Wir sehen uns später!«

Mit diesen Worten überließ sie ihn seinem Schicksal und suchte sich selbst einen freien Platz zwischen ihren altgedienten Kriegern, die sie sofort mit allerlei Fragen bezüglich der Neuankömmlinge bestürmten. Sie erzählte das wenige, das sie von den SEALs wusste, was natürlich nicht annähernd genug war, um die Neugierde am Tisch zu sättigen.

Nach einer Weile klopfte sie energisch auf den Tisch. »Leute, ich weiß doch auch nicht mehr, als ich euch schon gesagt habe! Jetzt lasst mich bitte in Ruhe essen, okay? Später könnt ihr euch doch selber mit den Soldaten unterhalten!«

Die Antwort war ein ganzes Heer aus vorwurfsvollen Gesichtern, die Mey gekonnt ignorierte, indem sie sich so tief über ihren Teller beugte, dass sie beinahe mit der Nasenspitze daran stieß.

Später wurden die SEALs zur Einführung in die sogenannte Einsatzzentrale gerufen. Sie befand sich in einer länglichen Höhle nahe am Eingang. Der Zugang zu dem natürlich entstandenen Tunnelsystem wurde komplett von einem breiten Wasserfall verdeckt. Das Rauschen der herabstürzenden Fluten war hier deutlich zu hören.

An der Stirnseite des Raums war eine große Wandtafel montiert, an der man Taktiken und Strategien erläutern konnte. In der Mitte stand ein riesiger Tisch, auf dem sich Landkarten und Messgeräte tummelten. Davor waren grob geschnitzte Bänke aufgereiht, auf denen die Soldaten saßen und dabei Gesichter wie Kinder am ersten Schultag zutage legten. Der hintere Teil der Höhle war mit einer Bretterwand abgetrennt. Dort befand sich das Heiligtum der Rebellen – das Waffenarsenal.

Meyruka stand, flankiert von ihren drei Truppenführern, vor der Wandtafel und blickte autoritär in die nervösen Mienen der Neulinge.

»Ich hoffe, ihr habt euch ein wenig erholen können. Ihr seht jedenfalls gesünder aus als heute früh.« Die Fremden lachten verhalten. »Ich möchte euch nun in euren zukünftigen Bereich einweisen. Ihr seid Soldaten einer Eliteeinheit. Deswegen ist es mehr als nur naheliegend, dass ihr Mitglieder der Kampftruppe von Rebell City werdet. Doch lasst euch eines gesagt sein: Eure Ausbildung zählt hier nicht. Niemand ist hier besser oder schlechter als der andere. Wir sind alle Krieger, eine Familie, in der jeder das Beste gibt. Für Konkurrenzdenken ist bei uns kein Platz. Habt ihr das verstanden?«

Die meisten SEALs bejahten sofort. Einige wenige sahen erst fragend zu John, der durch ein wohlwollendes Nicken sein Einverständnis kundtat.

»Gut«, sagte Mey zufrieden und fuhr fort: »Unsere bestehende Kampftruppe ist in drei Einheiten gegliedert. Das hier ist Nika, sie führt die Gruppe der Shooter an. Wie der Name vermuten lässt, gehören ihrem Team unsere besten Scharfschützen an. Das Team der Shadows befehligt Chan.« Ein schlanker Asiate verbeugte sich lächelnd. »Die Shadows sind hervorragende Späher und speziell für einen geräuschlosen Nahkampf trainiert. Der Schmalbrüstige da neben mir heißt Hank.« Ein hünenhafter Kerl mit kurzgeschorenem Haar und den Ausmaßen eines Profi-Wrestlers grinste zu ihr hinunter. »Er leitet die Troublemaker. Deren Spezialität brauche ich wohl nicht zu erläutern ... Nun denn, soweit unsere gegebenen Einheiten. Euer Team wird so fortbestehen, wie es ist. Die Leitung übernimmt weiterhin John McDee. Bevor ich euch tiefer in unsere Pläne einweihe, wird Chan euch einen Crashkurs zum Thema ›Wie töte ich einen Kytharer‹ geben. Passt gut auf, denn ihr werdet schon bald die Gelegenheit haben, euer Wissen umzusetzen.«

Meyruka, Nika und Hank zogen sich in eine Ecke zurück. Chan heftete eine detaillierte Zeichnung eines Taorak in Kampfmontur an die Wandtafel und begann ohne Umschweife mit seiner Lehrstunde.

»Wie ihr vermutlich bereits wisst, sind die Kytharer auf den ersten Blick kaum von einem Menschen zu unterscheiden. Sie sind immer dunkelhaarig und haben einen bräunlichen Teint mit olivfarbenem Unterton. Typisch sind auch die hellbraunen bis bernsteinfarbenen Augen mit den schlitzförmigen Pupillen. Ihre Soldaten nennen sich Taorak. Sie wurden genetisch optimiert und künstlich gezeugt. Klone, wenn man so will. Ein Taorak ist ausschließlich dazu geschaffen zu kämpfen. Eine Tätowierung über der linken Halsbeuge zeigt ihre Erkennungsnummer. Die Kytharer verfügen über technische Ausrüstung, die der unseren weit überlegen ist. Zudem sind sie in der Lage ein unglaublich starkes Material namens Foryx herzustellen. Sie verwenden es als Legierung für sämtliche metallischen Produkte und für ihre Kampfkleidung. Uns ist derzeit kein menschliches Geschoss bekannt, welches dieses Material durchdringen kann. Die Patronen bleiben einfach stecken. Inzwischen haben wir zwar andere Möglichkeiten, aber dazu kommen wir später.«

Er grinste breit, bevor er fortfuhr: »Taorak mögen auf den ersten Blick unbesiegbare Gegner sein. Auf ihrem Heimatplaneten herrscht eine stärkere Anziehungskraft. Ihre Knochenstruktur ist weniger dicht als die unsere und ihre Muskulatur dafür ausgeprägter. Dieser Körperbau und die Schwerkraftbedingungen der Erde lassen sie stärker und schneller sein als einen durchschnittlichen Menschen. Doch die Bedingungen ihrer Heimat offenbaren hierzulande auch gewisse Schwächen, die wir uns zunutze machen können.

Schwachpunkt Nummer eins: Der Kythar ist ein Planet mit zwei Sonnen. Dort wird es nie dunkel, weshalb die Kytharer bereits bei Dämmerlicht geradezu blind sind. Die Visiere ihrer Helme sind mit Wärmebildkameras ausgestattet. Der Schaltkreis dieser Technologie liegt etwa zwei Zentimeter neben dem linken Scharnier. Merkt euch diese Stelle gut, denn ein beherzter Schlag reicht oft aus, um die Generatoren außer Gefecht zu setzen.

Schwachpunkt Nummer zwei: Da auf ihrem Heimatplaneten eine konstante Temperatur von rund siebenunddreißig Grad vorherrscht, haben sich die Kytharer zu ektothermen Lebewesen entwickelt. Das bedeutet, sie sind vollkommen von ihrer Umgebungstemperatur abhängig und zu keiner körperlichen Wärmeregulierung fähig. Sie können nicht schwitzen und auch nicht frieren. Fällt die Außentemperatur ab, verlangsamt sich auch ihr Stoffwechsel. Bei sechszwanzig Grad Körpertemperatur fallen sie in einen

Kälteschock, unter zwanzig Grad hört ihr Herz auf zu schlagen. Zu hohe Temperaturen wirken sich natürlich ebenfalls negativ auf ihre Körper aus, allerdings können sie diese besser kompensieren. Gefährlich wird's erst ab fünfzig Grad. Ihre Anzüge verfügen über ein ausgeklügeltes Thermoregulationssystem. Sensoren messen die Umgebung und temperieren nach Bedarf das Kleidungsmaterial. Die beiden Hauptregulatoren sitzen links und rechts auf Höhe der Taille. Es reicht, einen der oberflächigen Sensoren zu zerstören, um das ganze System zu unterbrechen.

Schwachpunkt Nummer drei: Der Sauerstoffgehalt der Erdluft ist zu hoch für die Kytharer. Ihre Lungen sind dafür nicht ausgelegt. Darum müssen sie immer ihre Filterklammern unter der Nase tragen, die den O₂-Gehalt der Luft durch einen chemischen Prozess reduziert. Die filigranen Gestelle sind an der Stirn befestigt und sehr leicht. Sehen ein wenig aus wie ein exotischer Gesichtsschmuck, sind aber für die ETs absolut überlebenswichtig. Solltet ihr einem Kytharer ohne Helm gegenüberstehen, braucht ihr nur danach zu greifen. Noch Fragen?«

Die Soldaten waren mehr als nur beeindruckt von Chans Vortrag. Sie flüsterten angeregt miteinander und deuteten auf verschiedene Stellen der Zeichnung. Schließlich hob einer der Männer zögernd die Hand.

»Was sind das für andere Möglichkeiten?«, wollte er zaghaft wissen.

Chan wies mit einer übertriebenen Handbewegung auf Nika. »Das wird euch jetzt unser Waffenjunkie erklären.«

Nika hob eine breite Kiste auf den Tisch und öffnete den Deckel.

»Die Möglichkeiten ergeben sich durch ...«, begann sie Aufmerksamkeit heischend, »... das hier.«

Ein Raunen durchzog die Gruppe der Neulinge. Alle starrten ehrfürchtig auf die kytharische Waffe in ihren Händen. Sie selbst betrachtete das Geschütz mit einem fast schon liebevollen Ausdruck im Gesicht.

»Gestern Nacht«, sagte Nika laut, um das aufgebrachte Gemurmel zu übertönen, »ist es uns gelungen einen der feindlichen Stützpunkte zu plündern. Unsere Ausbeute war mehr als zufriedenstellend. Keiner von euch wird leer ausgehen.«

Sie zeigte ihre strahlend weißen Zähne und lachte ausgelassen. »Dieses Baby hier ist eine Plasmakanone. Effektivität und Einsatzgebiet ähneln dem eines standardisierten Sturmgewehrs, nur dass hier keine metallische Munition, sondern durch Kernfusion erhitzte Materie verschossen wird. Das Plasma wird durch ein starkes Magnetfeld geformt

und beschleunigt. Diese Projektile sind innerhalb von dreihundert Metern heiß genug, um die Foryxlegierungen der Kytharer zu durchdringen. Dann kühlt die Plasmakugel zu sehr ab und zerfällt nach ungefähr fünfhundert Metern gänzlich in ihren Urzustand.

Die Handhabung ist erschreckend einfach. Im Handgriff befindet sich der Minireaktor. Nach Aktivierung benötigt dieser gerade einmal drei Sekunden, um Betriebstemperatur zu erreichen. Der Rest bedarf keiner großen Erklärung – Abzug, Zielfernrohr mit Infrarotwärmebildkamera, aufklappbare Schulterstütze, und schon kann's losgehen. Eine Materieneinheit reicht für tausend Schuss. Genial, oder? Ihr müsst jedoch auf die extreme Hitzeentwicklung achten, die beim Fusionsprozess entsteht. Selbst die superschlauen Kytharer haben das Problem mit der Kühlung noch nicht ganz in den Griff bekommen. Das bedeutet, dass bei Dauerfeuer die Gefahr einer Explosion der Waffe besteht. Also, sollte ein Warnsignal ertönen, rate ich euch eine kleine Pause einzulegen.«

Sie packte die Kanone zurück in die Kiste und schloss zufrieden den Deckel. »Wir haben außerdem noch einige handliche Plasmapistolen, die sich nur durch ihre geringere Reichweite von maximal hundert Metern zu den Kanonen unterscheiden, mehrere Kilo Wasserstoffsprengvorrichtungen und zwei Präzisionslasergewehre mit einer gewaltigen Reichweite von rund drei Kilometern. Wir sind inzwischen also durchaus in der Lage, den verdammten Aliens die Hölle heißzumachen.«

Wieder erfüllte aufgeregtes Getuschel den Raum. Die Soldaten rutschten unruhig auf den Bänken herum. Ihr Tatendrang war beinahe greifbar. Hätte Mey zum Angriff gepfiffen, wären sie wohl einfach nach draußen gestürmt, um eine Schneise der Verwüstung durch den Regenwald zu schlagen.

Jemand klopfte an die grob gezimmerte Tür. Kurz darauf wurde sie zaghaft geöffnet und der rötliche Schopf eines Jungen von etwa zwölf Jahren erschien.

»Mey?«, fragte er und musterte die fremden Soldaten mit unverhohlener Neugier. »Dein Vater ist zurück vom Schattenmann. Du und die Truppenführer sollen zu ihm kommen.«

»Wurde aber auch Zeit«, murmelte Mey zu sich selbst. Sie schenkte dem Jungen, der es nicht wagte auch seinen Körper in die Einsatzzentrale zu begeben, ein breites Lächeln. »Danke, Jimmy. Bitte sei so nett und bring die SEALs zu den anderen Kriegern in die große Halle, damit sie sich richtig miteinander bekannt machen können. John, du kommst selbstverständlich mit uns.«

Jimmy sah mit großen Augen zwischen Meyruka und den Neulingen hin und her. Er wusste scheinbar nicht so recht, ob er vor diesen unbekanntenen Männern Angst haben oder

sie bewundern sollte. Schließlich straffte er seine dürren Schultern und sagte laut: »Wenn ihr mir bitte folgen würdet?«

Die Soldaten erhoben sich und gingen allesamt schmunzelnd hinter dem zappeligen Jungen her in den Haupttunnel. Mey konnte sich ein leises Glucksen nicht ganz verkneifen.

Jimmy war ständig darauf bedacht seine Tapferkeit zu beweisen. Er wollte ein Krieger werden und dies am besten sofort. Natürlich war er dafür noch viel zu jung, was er selbst ganz fürchterlich fand. Seine leiblichen Eltern waren bei der Invasion ums Leben gekommen und seither schwor sein kindlicher Leichtsinn auf blutige Rache. Meyruka versuchte immer wieder ihn davon zu überzeugen, dass er mit seiner Arbeitskraft innerhalb von Rebell City ebenso zum Kampf gegen die Kytharer beitrug wie auf dem Schlachtfeld, doch für diese Art von Logik war in seinem unreifen Kopf kein Platz. Aber obwohl ihr die untröstliche Verzweiflung in seinen Augen beinahe das Herz zerriss, könnte sie es niemals mit sich vereinbaren, den Jungen in den Krieg zu schicken.

Meyruka schritt vorneweg durch den Gang, der zu den Gemächern ihres Vaters führte. Die Tunneldecke war hier relativ niedrig und Hank musste die ganze Zeit über den Kopf einziehen.

»Ich komm mir vor wie eine Schildkröte«, jammerte er, was jedoch ein jeder überhörte, weil er das jedes Mal tat, wenn sie hier entlang gingen. »Ich bin einfach nicht für das Leben in einer Höhle gemacht!«

»Wer ist der Schattenmann?«, fragte John beiläufig.

Mey spürte aufmerksame Blicke, die sich in ihren Rücken bohrten. »Unser wichtigster Informant«, antwortete sie schlicht.

»Ah.«

Nika räusperte sich und holte zu einer etwas ausführlicheren Erklärung aus: »Nur Meyruka und ihr Vater wissen, wer er wirklich ist. Wir haben ihn zwar alle schon einmal gesehen, doch dabei war er immer komplett in einen dunklen Umhang gehüllt, das Gesicht verborgen im Schatten. Deshalb sein Name. Er versorgt uns regelmäßig mit faszinierend detaillierten Informationen. Wir brennen alle darauf, endlich zu erfahren, wer er wirklich ist.«

Die letzten Worte waren unmissverständlich an Mey gerichtet, doch sie ließ sich von der vorwurfsvollen Stimme nicht aus der Ruhe bringen. Die Neugier ihrer Krieger war natürlich vollkommen nachvollziehbar, doch der Schattenmann barg ein überaus pikantes Geheimnis, welches so lange behütet werden musste, wie es nur möglich war.

»Irgendwann werde ich es euch schon noch verraten«, versprach Mey und lauschte erheitert den Seufzern ihrer Begleiter. »Ihr seid wirklich schlimmer als Kinder!«

Die Gruppe war inzwischen am Ziel angekommen. Edward saß hinter seinem Schreibtisch und brütete über einer Landkarte. Als die Krieger eintraten, winkte er sie freundlich zu sich heran. Sein Lächeln wirkte aufgesetzt und konnte nicht über die dunklen Schatten der Besorgnis unter seinen Augen hinwegtäuschen.

»Guten Abend zusammen«, begann er. »Tritt ruhig näher, John McDee. Deine Meinung zählt hier ebenso wie die der anderen.«

»Gab's irgendwelche Probleme?«, fragte Mey argwöhnisch.

»Nein. Unser Treffen lief genau nach Plan«, wiegelte Edward ab.

Meyruka runzelte die Stirn, sagte aber nichts mehr dazu. Hank schien von Edwards Beklemmung nicht viel zu bemerken. Er rieb sich voller Vorfreude seine riesigen Pranken und wollte frohgemut wissen: »Und? Wann geht's los, Chef?«

»In zwei Tagen.«

»Schon so bald«, stöhnte Mey leise.

»Erst so spät!«, monierte Hank inbrünstig. Auf Nikas Blick hin schürzte er abwehrend die Lippen und erklärte: »Na ja, ich kann's eben kaum noch erwarten.«

Chan klopfte Hank tröstend auf die Schultern, wobei er sich ziemlich strecken musste, um überhaupt hinauflangen zu können. »Das bisschen Geduld wirst du jetzt auch noch aufbringen, mein Kleiner. Nun, Edward, bitte erzähl uns die Details.«

Edward wies auf die Landkarte vor ihm. »Das ist die geplante Route. Durchgeführt wird der Transfer von fünfzig Taorak unter der Leitung von Captain Syn Leroi. Außerdem ist ein Transporter mit dreißig Sklaven dabei, die den Turm so schnell wie möglich in Betrieb nehmen sollen. Die gesamte Kolonne besteht aus drei Geländewägen, einem mobilen Kran, einem Werkzeugwagen, dem großen Transportlaster mit dem Turm und dem Sklaventransporter. Dazu noch sechs Motorräder und vier Skydiver.«

»Heiliger!«, entfuhr es Nika. »Die nehmen uns wohl ernster, als wir dachten!«

Dasselbe war Mey auch durch den Kopf geschossen. Jetzt wusste sie auch, woher die Besorgnis ihres Vaters kam. Mit derart großem Sicherheitsaufkommen hatten die Rebellen nicht gerechnet.

»Was ist ein Skydiver?«, fragte John.

»Munitionierte Ein-Mann-Fluggeräte«, erklärte Chan. »Sehen ein bisschen aus wie fliegende Jetski. Die Teile könnten wir gut gebrauchen.«

»Ach, die Dinger ...« John nickte und betrachtete nachdenklich die Karte. »Ich habe schon weit größere Flugobjekte der Kytharer gesehen. Noch größer als deren Kampffjets. Warum transportieren sie also auf dem Landweg?«

»Du meinst die Shuttles, mit denen sie zur Erde gekommen sind?«, vermutete Chan. »Nun, das sind reine Personenschiffe. Sie sind nicht dazu konstruiert, derart schwere Lasten zu befördern.«

»Und warum kein Transport über den Amazonas?«, hakte John weiter nach.

»Weil diese beknackten Aliens nicht schwimmen können!«, höhnte Hank.

»Das stimmt«, pflichtete Nika ihm bei. »Auf dem Kythar gibt es flüssiges Wasser in größeren Mengen nur unter der Erdoberfläche. Meere, Seen und Flüsse kannten sie bisher nicht und deshalb ist ihnen dieses Gefilde auch nicht ganz geheuer.«

»Interessant. Warum haben sie dann gerade hier angesiedelt? Direkt an einem der größten Flüsse der Welt? Ich weiß, sie wollen Meerwasser filtern, aber es gibt auf dieser Erde genügend Wüsten, die an ein Meer grenzen. Dort könnten sie sich sogar ohne Thermoanzug nach draußen wagen. Zumindest bei Tag.«

Diesmal antwortete Mey: »Die fünf großen Kolonien beherbergen nicht nur die Regierungssitze, sondern auch jeweils eine große Fabrik zur Foryxherstellung. Hierzu benötigen die Kytharer Manganerz und Zirconiummineral, weshalb sie sich aus praktischen Gründen direkt an den komfortabelsten Vorkommen angesiedelt haben. Wie hier eben auch. Außerdem bietet Macapá durch seine direkte Lage am Äquator ganzjährig nahezu konstante Temperaturen in einem milden Bereich. Ein wenig zu kalt zwar, aber durch die geringen Schwankungen durchaus angenehm. Und zu guter Letzt gewährt der Regenwald eine Vielzahl an leicht erreichbaren Lebensmitteln, nicht nur für die Kytharer. Auch die Sklaven brauchen Nahrung.«

»Wie viele Sklaven gibt es dort eigentlich?«

»Neuesten Zählungen zufolge über zehntausend.«

John riss die Augen auf und schwankte leicht. »So viele?« Er hüstelte. »Und wie viele Kytharer?«

»Zirka dreitausend, die meisten davon Taorak.«

John verschränkte mit einem Ächzen die Arme vor der Brust und hüllte sich in bestürztes Schweigen.

»Die Route ist absolut beschissen«, bemerkte Meyruka missmutig. »Hauptsächlich offenes Gelände durch gerodetes Waldgebiet. Keine Deckung weit und breit. Ich nehme an, dass der Transfer bei Tageslicht stattfindet? War ja klar ... Verdammter Mist! Wer ist dieser Leroi? Scheint ein kluger Kopf zu sein, wenn er sogar zwanzig Kilometer Umweg auf sich nimmt, um die Hauptstraße durch den Wald zu vermeiden.«

»Das hast du richtig erkannt, Meyruka«, seufzte Edward. »Syn Leroi ist so ziemlich der gefährlichste Offizier, den wir erwischen konnten.«

»Warum?«, fragte Hank.

»Weil er uns ernst nimmt.«

»Scheiße«, fluchte Mey ungehalten. Sie knackte mit ihren Fingerknöcheln und überlegte angestrengt. Bisher war der Hochmut der Kytharer den Rebellen stets zugutegekommen. Die Arroganz hatte es den Aufständischen überhaupt möglich gemacht ihre bisherigen Erfolge zu erzielen. Dass dieser Leroi nun eine ernstzunehmende Bedrohung in den Rebellen erkannte, erschwerte die zukünftigen Missionen ungemein. Sogar jetzt, wo sie über effektive Waffen verfügten. Trotz aller Plasmageschütze waren sie den Taorak noch weit unterlegen, was es durch List und Strategie zu kompensieren galt.

»Wir verfügen über Sprengsätze. Richtig?«, meldete sich John zu Wort.

Mey sah ihn fragend an. »Ja?«

»Ist das da eine Brücke?«



Kapitel 3



Captain Syn Leroi führte die Transferkolonne an. Er fuhr in Begleitung zweier Taorak mit einigem Abstand auf einem Krafrad voraus und überprüfte die Straßen auf einen vermeintlichen Hinterhalt.

Bisher war alles nach Plan verlaufen. Der Wandlungsturm hatte die Fabrik auf die Minute genau verlassen und der Treck war nun schon seit fast drei Erdenstunden unterwegs. Die schweren Fahrzeuge, der Turmtransporter und der Kran, kamen auf den provisorischen Straßen nur langsam voran. Mühselig gruben sich die gewaltigen Räder der Schwerlasttransporter durch den lockeren Schotter. Die Fahrer hatten alle Hände voll zu tun, nicht aus Unachtsamkeit steckenzubleiben.

Vor langer Zeit war dies ein dicht bewaldetes Gebiet gewesen. Hinter kargen Gräsern konnte man ganze Heerscharen von Baumstümpfen erkennen. Die Erdbewohner hatten hier systematisch begonnen, ihre wichtigsten Ressourcen zu vernichten, nur um daraus kümmerliche Waren anzufertigen. Was war ein Blatt Papier, das schon durch eine Handvoll Wasser vernichtet werden konnte, was ein Holztisch, der allein durch Wettereinfluss marode wurde, gegen etwas, das der Mensch doch so viel dringender zum Überleben brauchte?

Sie raubten sich selber den Atem.

So etwas hätte es auf dem Kythar nicht gegeben. Die Kytharer nahmen sich viel von dem, was ihr Planet hergab, aber sie achteten stets darauf das Gleichgewicht zu wahren. Sie hüteten die Natur und all ihre Schätze und mussten trotzdem auf keinerlei Fortschritt und Technik verzichten. Auf die zunehmende Ausdehnung einer ihrer Sonnen hatten sie dabei wahrlich keinen Einfluss.

Syn fragte sich, wie es wohl inzwischen auf seinem Heimatplaneten aussah. War sämtliche Flora und Fauna buchstäblich verbrannt, wie es der Hohe Rat prophezeit hatte? Was war mit jenen, die sich geweigert hatten ihre Heimat zu verlassen? Lebten sie noch? Wenn ja, wie?

Mit einem Schaudern dachte er zurück an seinen alten Freund Hanro. Der betagte Kytharer war keinem der großen Raumkreuzer zugestiegen und wollte daher wohl lieber

gemeinsam mit seinem Planeten sterben. Wie die meisten der anderen Altgeborenen auch. Syn beschäftigte sich oft mit dem Gedanken, ob ihre starke Verbundenheit zum Kythar etwas mit der Art der Geburt zu tun hatte. Er selbst war ein Neugeborener. Ein Replikant, genetisch zusammengesetzt und gebrütet in einem Labor, wie jeder Taorak. Identifikationsnummer B-518-9d.

Begriffe wie Mutterliebe, väterliche Zuneigung oder Familie kannte er nur aus dem Unterricht. Seine Lehrmeister hatten ihm zwar immer wieder versichert, dass derartige Dinge keineswegs lebensnotwendig waren ... und doch hatte er immer wieder den Eindruck, etwas Einzigartiges verpasst zu haben.

Das war auch der Grund gewesen, warum er sich beinahe zu jeder Ruhezeit aus dem Kadettenquartier geschlichen hatte, um mit dem alten Hanro zu reden. Einfach nur zu reden und dabei zu erfahren, dass es noch mehr gab als Kampftraining und Waffenschulung.

Zum Beispiel: Freiheit.

Ein Wort, das Syn von jeher faszinierte und über dessen Bedeutung er sich immer noch nicht ganz im Klaren war. Was hieß es denn »frei« zu sein? Tun und lassen zu können, was immer man wollte? Was sollte man noch mehr wollen, als ein funktionierender Teil des Großen und Ganzen zu sein?

Freiheit. Danach strebten auch die Menschen. Doch was hatten sie damit gemacht? Sich langsam ihr eigenes Grab geschaufelt.

Die Übernahme der Kytharer beschleunigte nur das zerstörerische Werk, das sie begonnenen hatten.

Während seiner Ausbildung hatte Syn viel über die Rasse Mensch gelernt. Sie waren dumm, machtgierig, rücksichtslos und brutal. Er hatte viele Stunden an Videomaterial gesichtet, das die Grausamkeit der Erdbewohner in ihrem vollen Ausmaß zeigte. Völkermord, Konzentrationslager, Massenvernichtungswaffen, Tierquälerei ... die Liste führte ins Unendliche. Der Mensch respektierte das Leben nicht. Warum sollte jetzt der Mensch respektiert werden?

Doch trotz der jahrelangen Unterrichtseinheiten, in denen Syn die Verderbtheit der Menschen eingetrichtert wurde, regte sich in seinem Innersten ein kleines Fünkchen Zweifel.

Von seinem ersten Tag auf der Erde an hatte er die Menschen beobachtet. Er hatte Mütter gesehen, die sich schützend vor ihre Kinder stellten. Hatte Väter gesehen, die nur

mit Holzstöcken bewaffnet ihre Familien verteidigten. Hatte Paare gesehen, die sich bis in den Tod hinein aneinanderklammerten und sich gegenseitig Trost spendeten. Er hatte Flüchtlinge gesehen, die wildfremde Leute aus Trümmern bargen und ihre Wunden versorgten.

Wie passte dieses Verhalten zu der Kernaussage seiner vielen Lehrstunden?

Syn wusste es nicht. Er versuchte die Menschen zu verstehen, doch es gelang ihm nicht. Das Einzige, dem er sich mittlerweile sicher war, war die angezweifelte Intelligenz der Erdbewohner. Sie mochten vieles sein, aber dumm waren sie ganz und gar nicht. Hätten sie über das technische Wissen und die Ausrüstung der Kytharer verfügt, wäre der Erfolg der Invasion sehr ungewiss gewesen. Davon war er überzeugt.

Und jetzt gab es dort draußen eine Gruppe Aufständischer, die eben über jenes Wissen und die Ausrüstung verfügten. Eine völlig unkalkulierbare Gefahr.

Niemand konnte sagen, wie viele Rebellen sich hier in den Wäldern aufhielten, noch wie gut sie sich im Kämpfen verstanden. Trotz des Überfalls auf die Ostwarte zeigten sich die meisten Kytharer recht unbeeindruckt von der offensichtlichen Bedrohung. Sie waren sich weiterhin sicher, dass die Menschen ihnen trotz der neuen Waffen weitaus unterlegen waren und ihnen zwar lästig, aber niemals richtig gefährlich werden konnten.

Captain Leroi war da völlig anderer Meinung. Die Raffinesse, mit welcher die vier Wachen der Warte ausgeschaltet worden waren, hatte ihn überrascht und gewissermaßen fasziniert. Er würde sich hüten, diese Menschen zu unterschätzen. Deshalb hatte er auch ein derartiges Sicherheitsaufgebot für den Transfer angesetzt und die Route durch das weitläufige Gebiet sorgfältig geplant. Der Oberste Senator zeigte sich zwar wenig begeistert obgleich des großen Umwegs, der in erster Linie Zeitverlust bedeutete, doch Syn konnte ihn letztlich doch überzeugen.

Wachsam und angespannt blickte er vor sich auf die Straße. Schon seit geraumer Zeit hatte er das unguete Gefühl, dass sie beobachtet wurden. Mit jedem Meter, den die Kolonne hinter sich brachte, wurde er unruhiger. Unablässig scannte er die Umgebung mit einem Wärmesensor, um versteckte Lebewesen aufzuspüren, doch er fand nichts außer ein paar kleinen Nagetieren zwischen den Gräsern. Die vier Skydiver überwachten den Treck aus zehn Metern Höhe und waren mit derselben Technik ausgerüstet. Auch sie gaben regelmäßig die Meldung: »Gelände gesichert.«

Und trotzdem ... irgendetwas ließ bei Syn sämtliche Alarmglocken läuten.

Er und seine zwei Begleiter erreichten die alte Betonbrücke, die über einen künstlich angelegten Kanal führte, der einst zur Wasserversorgung eines nahegelegenen Sägewerks gedient hatte. Inzwischen war das Flussbett ausgetrocknet.

Syn hielt sein Krafrad an und sah sich argwöhnisch um. Die zwei anderen Taorak scannten den Kanal und das Gebiet zu beiden Seiten der Brücke.

»Keine Lebenszeichen und kein Hinweis auf elektronische Aktivität«, meldeten sie über Funk.

Der Captain war allerdings alles andere als beruhigt. Die Querung des Kanals war der riskanteste Abschnitt der Route. Nicht nur, weil aus taktischer Sicht ein Angriff hier am klügsten war, sondern auch, weil die Tragfähigkeit des Betons fraglich war. Früher waren hier täglich tonnenschwere Lastwagen hinübergebrettert, doch das war lange her. Niemand konnte sagen, wie stabil dieser primitive Baustoff der Menschen jetzt noch war.

Syn hatte angeordnet zuerst den Kran darüberfahren zu lassen. Er war schwerer als der Laster mit dem Wandlungsturm. Sollte die Brücke ihn halten, bestünde somit wohl keine Gefahr für die leichteren Fahrzeuge. Sollte sie nicht halten – nun, der Verlust des Krans war zu verkraften.

Der Captain fuhr langsam voran über das verwitterte Bauwerk. Soweit er es erkennen konnte, schienen die Risse im Beton nur die oberste Schicht zu betreffen. Auf der anderen Seite stiegen er und die beiden anderen Taorak von ihren Krafrädern und scannten nochmals das Gebiet.

Voller Anspannung wartete Syn auf die Kolonne, die bedächtig und umgeben von einer rötlichen Staubwolke auf ihn zu rollte. Er öffnete sein Visier und rückte den O2-Filter ein wenig zurecht. Eigentlich passten die Filter so gut, dass man sie die meiste Zeit gar nicht bemerkte. Sein Modell war inzwischen jedoch etwas abgetragen, deshalb rutschte es immer ein wenig von seinem Nasenrücken.

»Diver – auf vier Meter gehen und zu beiden Seiten die Brücke absichern«, wies er über Funk an. »Wagen eins und zwei einzeln passieren.«

Die Fluggeräte nahmen ihre Position ein, als der erste Geländewagen die Brücke überquerte. Der zweite folgte ohne Probleme.

»Jetzt der Kranwagen«, befahl Syn.

Der schwere Laster fuhr los. Kleine Steine knackten unter den riesigen Rädern, doch der Beton zeigte keine Anzeichen von Instabilität.

»Sieht gut aus, Captain«, kommentierte einer seiner Männer.

»Ja. Aber das Wichtigste kommt erst noch«, antwortete Leroi steif. Er sprach in den Funk: »Wagen drei und die Motorräder vier bis sechs warten bei den zwei Transportern. Wandlungsturm – passieren.«

Mit einer unerklärlichen Nervosität beobachtete Syn, wie sich der Lastwagen mit dem Wandlungsturm in Bewegung setzte. Das Knirschen unter den Reifen klang wie ein Warnschrei in seinen Ohren, doch die Brücke hielt eindeutig stand. Es war etwas anderes, das den Captain mit Unruhe erfüllte.

Nur was?

Wieder startete er seinen Scanner und untersuchte damit den großen Mittelpfeiler der Brücke. Kein Hinweis auf Wärme, Elektronik oder Magnetismus. Ferngesteuerte Sprengsätze konnten somit ausgeschlossen werden.

Angestrengt starrte er in den tiefen Schatten unter der Tragfläche. War dort etwas befestigt oder täuschte der Lichteinfall? Syn ging in die Hocke und aktivierte die Nachtsichtfunktion. Er zoomte das Bild auf seinem Display größer.

Entgeistert riss er die Augen auf, doch da war es bereits zu spät.

Ein pfeilförmiger Lichtblitz flog von der Seite heran und traf auf das Objekt, das den Captain so schockiert hatte.

Es war ein Bündel Dynamitstangen. Einfach, aber effektiv.

Nichts, das ein Scanner hätte erfassen können. Ein einziger Schuss eines Präzisionslasergewehrs reichte vollkommen aus, um den Sprengsatz zu aktivieren.

Die Kraft der Explosion riss Syn von den Beinen. Er kämpfte sich auf die Knie und sah mit blankem Entsetzen, wie der Wandlungsturm inmitten einer Wolke aus Rauch und Betonstaub in den Kanal stürzte. Gleichzeitig krachte ein paar Meter weiter ein lebloser Taorak auf den Boden und direkt neben ihm der dazugehörige herrenlose Skydiver. Syn griff nach seiner Waffe, rollte sich herum und suchte Schutz hinter dem zerstörten Fluggerät, um sich einen Überblick zu verschaffen.

Der ohrenbetäubende Lärm der einstürzenden Brücke gab den Rebellen das Zeichen zum Angriff.

Meyruka wälzte sich unter der mit Ästen und Gräsern bedeckten Rettungsfolie hervor und rannte geduckt los. Es war geradezu lachhaft, wie einfach sie sich vor den Wärmebildscannern der Kytharer hatten verstecken können.

Die beiden Scharfschützen, Nika und einer ihrer Shooter, hatten hervorragende Arbeit geleistet. Eine Rauchsäule stieg aus dem Kanal auf. Alle vier Skydiver waren ausgeschaltet. Die meisten Taorak befanden sich auf der anderen Seite des Kanals und suchten Deckung vor den gezielten Schüssen der Präzisionslasergewehre.

Mey stürmte auf die übriggebliebenen Kytharer zu und eröffnete das Feuer. Der Überraschungsmoment lag voll und ganz auf ihrer Seite. Die feindlichen Krieger brauchten einige Augenblicke, um sich neu zu formieren und den Angriff zu erwidern. In dieser Zeit war Chans Truppe schon fast bei dem Transporter mit den Sklaven angelangt, der das Schlusslicht des Trecks bildete.

Die drei Motorradfahrer waren schnell ausgeschaltet. Das einzige wirkliche Problem stellten die vier Taorak dar, die sich in dem gepanzerten Geländewagen verschanzt hatten und auf alles schossen, was sich bewegte.

Meyruka musste hinter einem großen Baumstumpf in Deckung gehen. Sie lehnte sich gegen das Holz und nutzte die unfreiwillige Pause, um Atem zu schöpfen. Ein Plasmageschoss zerfetzte den oberen Teil des Stumpfes. Vollgepumpt mit Adrenalin warf sie sich auf den Bauch und schielte an ihrem dürftigen Schutzwall vorbei.

Schräg vor ihr befand sich einer der SEALs in derselben Notlage. Sie glaubte sich daran zu erinnern, dass er Brian hieß. Weiter hinten hörte sie Hank Anweisungen an seine Leute brüllen. Einige der Shadows hatten inzwischen den Sklaventransporter eingenommen und setzten das Gefährt, mitsamt Inhalt, in rasantem Tempo zurück. Chan robbte unentdeckt unter dem Werkstattwagen hindurch auf den Geländewagen zu, um eine Sprengladung unter dem Tank mit dem hoch entzündlichen Wasserstoff anzubringen, während die Troublemakers die Insassen erfolgreich ablenkten.

Eine grüne Lichtkugel flog an Mey vorbei und verfehlte den Sklaventransporter nur um Haaresbreite. Auf der anderen Seite des Kanals erkannte sie ein wenig abseits einen einzelnen Taorak hinter einem umgestürzten Skydiver kauern. Im Rücken wurde er von hohem Gestrüpp verdeckt, weshalb ihn die Shooter nicht bemerkten.

Mey sah das goldene Offiziers-Abzeichen an seinem Helm blitzen. Sie hatten es wohl mit Captain Syn Leroi höchstpersönlich zu tun.

Er hatte eine Plasmakanone angelegt und zielte auf den rückwärts rasenden Lastwagen. Mey reagierte sofort und feuerte ein paar Schüsse auf Leroi ab. Er zog sich eilig in die Deckung zurück, doch nun hatte sie ihm seine Position verraten. Aus seiner Sicht war sie vollkommen ungeschützt, darum blieb ihr nichts anderes übrig, als von hier zu verschwinden.

Und zwar schnell.

Sie entdeckte einen umgekippten Baumstumpf, dessen Wurzeln eine tiefe Mulde im Erdreich hinterlassen hatten. Um dort hinzugelangen, musste sie jedoch die Schussbahn des Geländewagens kreuzen. Obwohl dieser unter schwerem Beschuss stand, war die Wegstrecke äußerst riskant. Mey konnte nur darauf hoffen, dass die Taorak im Fahrzeug nicht auf sie aufmerksam wurden.

Entschlossen sprintete sie los. Dabei schoss sie im Dauerfeuer auf den Captain, um ihn in seiner Deckung zu halten. Mit einem beherzten Sprung landete sie sicher in der Mulde hinter dem Wurzelstock.

Sie sah Chan eilig von dem Geländewagen wegkrabbeln. Die Bombe musste also jederzeit hochgehen. Gespannt wartete Meyruka auf die Explosion und hoffte darauf, dass die Theorie mit der Sprengung des Tanks auch aufging. Niemand hatte im Vorhinein mit Sicherheit sagen können, ob die kurzzeitige Erhitzung der Foryxlegierung auch wirklich ausreichte, um den dahinter befindlichen Wasserstoff zu entzünden.

Sie reichte aus.

Und wie sie ausreichte! Die Panzerung des Geländewagens wurde auseinandergerissen und flog in Einzelteilen in sämtliche Himmelsrichtungen davon. Eine ganze Seitentür wirbelte an Mey vorbei und verfehlte sie nur knapp. Sie sah dem Metall erfreut hinterher und pffif anerkennend durch die Zähne. Der Anblick der Insassen, oder besser gesagt der Anblick dessen, was von ihnen noch übrig war, trübte ihre Freude erheblich. Sie musste ein Würgen unterdrücken.

*